

Geschlechterforschung

Lothar Böhnisch

Männliche Sozialisation

Eine Einführung

2. Auflage

BELTZ JUVENTA

Lothar Böhnisch
Männliche Sozialisation

Geschlechterforschung

Herausgegeben von

Lothar Böhnisch | Heide Funk | Karl Lenz

Lothar Böhnisch

Männliche Sozialisation

Eine Einführung

Mit Gastbeiträgen von
Alexander Wedel und Reinhard Winter

2., überarbeitete Auflage

BELTZ JUVENTA

Der Autor

Lothar Böhnisch, Dr. rer. soc. habil., bis 2009 Professor für Sozialpädagogik und Sozialisation der Lebensalter an der Technischen Universität Dresden, lehrt Soziologie an der Freien Universität Bozen/Bolzano.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

1. Auflage 2004
- 2., überarbeitete Auflage 2013

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2004 Juventa Verlag Weinheim und München

© 2013 Beltz Juventa · Weinheim und Basel

www.beltz.de · www.juventa.de

Druck und Bindung: Beltz Druckpartner GmbH & Co. KG, Hemsbach

Printed in Germany

ISBN 978-3-7799-5071-4

Inhalt

Einführung:	
Männlichkeit und Mannsein in der Zweiten Moderne	9
Kapitel 1	
Männliche Sozialisation in der Zweiten Moderne	21
1.1 Die neue Ambivalenz	21
1.2 Das Verwirrspiel Anlage – Umwelt	24
1.3 Das sozialwissenschaftliche Leitkonzept: Hegemoniale Männlichkeit in der Spannung von Dominanz und Verfügbarkeit	30
1.4 Der tiefenpsychologische Zugang: Externalisierung und Bedürftigkeit	33
1.5 Männlichkeit und Körperlichkeit (Gastbeitrag Alexander Wedel)	37
1.6 Die Konzepte Habitus und Bewältigung	52
1.7 Aneignungskulturen von Männlichkeit	56
1.8 Männliche Sozialisation im Zeitalter der Digitalisierung und Modularisierung	60
1.9 Globalisierte Männlichkeiten	68
1.10 Sozialisationsweise, Sozialisationsregime und Männlichkeit	71
1.11 Männer und Frauen im Sog der Externalisierung – Weibliche Hegemonialität?	75
1.12 Das gesellschaftliche Magnetfeld männlicher Sozialisation – ein Hypothesenmodell	79

Kapitel 2	
Männliche Sozialisation in der Bewältigungsperspektive	82
2.1 Doing gender als Bewältigung	82
2.2 Das Aufwachsen von Jungen und jungen Männern	92
2.3 Jungen als Jugendliche	100
2.4 Der „triebbedrängte“ Junge – Tiefendimensionen des Mannwerdens	105
2.5 Bewältigungsfallen	114
2.6 Das Junge-Erwachsenen-Alter als „dritte Chance“	116
2.7 Das Homosexualitätstabu	125
2.8 Lehrlinge der Auffälligkeit	130
2.9 Die männliche Clique	135
2.10 Jungen mit Migrationshintergrund	143
2.11 Mediale Rezeptionen von Männlichkeit	150
2.12 Jungen brauchen Helden!? (Gastbeitrag Reinhard Winter)	158
2.13 Der sozialisationstheoretische Gehalt des Modells „Balanciertes Junge- und Mann-Sein“	170
Kapitel 3	
Mütter und Väter	174
3.1 Mütter und Söhne, Mädchen und Jungen, Frauen und Männer	174
3.2 Die engagierten und die bedürftigen Väter	182
Kapitel 4	
Das „hidden curriculum“ der Jungenerziehung – Familie, Kindergarten, Schule und Übergang in den Beruf	198
4.1 Die Familie	199
4.2 Der frauendominierte Kindergarten	204
4.3 Die ‚geschlechtsneutrale‘ Schule	212
4.4 Der offene Übergang in den Beruf	216

Kapitel 5	
Männlichkeit und Mann-Sein im Erwachsenenalter	220
5.1 Zum Stand der Männerforschung – Ein Überblick	220
5.2 Erwachsenen-Sozialisation in der Zweiten Moderne	224
5.3 Muster männlicher Lebensbewältigung	229
5.4 Der neue Arbeitstyp	238
5.5 Männergesundheit	245
5.6 Heterosexuelle Partnersozialisation	248
5.7 Innerhäusliche Arbeitsteilung und Vereinbarkeit	254
5.8 Formierungen von Männlichkeit und Mann-Sein in der Konsumgesellschaft	260
5.9 Bedürftigkeit, Gewalt und Sorge	276
5.10 Die „männliche“ Pornografie	284
5.11 Männliche Sozialisation und soziale Ungleichheit – Segmentierte und marginalisierte Männlichkeiten	290
5.12 Männer und neues Alter	301
5.13 Männlichkeiten in der Zukunftsperspektive	310
Literatur	316

Einführung

Männlichkeit und Mannsein in der Zweiten Moderne

Die Emanzipation der Frau – so der feministische Diskurs der 1980er und 1990er Jahre – verlange einen gleichsam komplementären Wandel des männlichen Bewusstseins und Verhaltens, der über eine bloße „Kultur des Entgegenkommens“ (van Stolk/Wouters 1987) hinausgehen sollte. Die erste Strecke der Emanzipation sind die Frauen gegangen, die zweite müssten nun die Männer gehen, so forderte dementsprechend der US-amerikanische Gender-Soziologe Michael Kimmel (2000). Er sprach dabei allerdings nicht von Emanzipation, sondern von „Transformation des Mannes“ und meinte damit, dass die Männer nun eine eigene Entwicklungsperspektive anstreben müssten, eine Perspektive der Befreiung von sich selbst bzw. der historischen Hypothek männlicher Dominanz, die in ihnen stecke. Sie müssten wieder zu sich selbst finden können.

In diese Richtung liefen auch die Männerdiskurse in Deutschland in den 1990er Jahren, auf diesen erhofften bzw. vermuteten Prozess der männlichen Transformation war auch die noch zaghafte Männerforschung ausgerichtet. Die Suche nach dem „neuen Mann“ beherrschte die Diskussion, gespeist durch Männerumfragen und empirisch mehr oder minder gehaltvolle Typologien. Man wähte die „Männer im Aufbruch“ (Volz/Zulehner 1999), fächerte das Bild biografisch different auf und verlor dabei den radikalen Wandel der ökonomisch-gesellschaftlichen Bedingungen, in die Männlichkeit und Weiblichkeit zum Ende des letzten Jahrhunderts gerieten, aus den Augen. Gleichzeitig zeigen eine Fülle von empirischen Ergebnissen und Erfahrungen zu männlicher Alltagsbefindlichkeit und Alltagsverhalten, die im Anregungsraum der Männerdiskurse entstanden sind, dass Jungen und Männer gar nicht so

euphorisch im Aufbruch sind, dass sie im Gegenteil eine Menge „eigener“ komplexer und in sich widersprüchlicher Bewältigungsprobleme haben, mit denen sie sich unter der Decke der offiziellen Geschlechternivellierung und angesichts des bleibenden feministischen Misstrauens auseinandersetzen müssen.

Der Entgrenzungssog des neuen Kapitalismus zu Beginn der Zweiten Moderne hat die Geschlechterfrage zu einem Zeitpunkt ergriffen, zu dem sie sozialstaatlich integriert und leidlich ausbalanciert schien. Nicht nur die „Gleichstellungsfrage“ ist angesichts des ökonomischen Drucks, die Vereinbarkeitsproblematik Familie und Beruf ins Private zu verschieben, ins Rutschen geraten. Deutlicher und anders als in den vorangegangenen geschlechterpolitischen Diskursen sind die ambivalenten bis prekären Lebenssituationen von Männern so ins gesellschaftliche Blickfeld gekommen, dass man durchaus von einer Freisetzung einer „Männerfrage“ sprechen kann. Das tradierte männliche Selbstverständnis ist nur zum Teil durch die Frauenbewegung angekratzt worden. Erschüttert wird es aber durch die sich in letzter Zeit häufenden Nachrichten von den ‚männlichen Verlierern‘ – Jungen in der Schule, Langzeitarbeitslose, Stressopfer, Verlassene –, die massiv auf die Erosion männlicher Dominanz hinweisen. Männlichkeit heute ist in gesellschaftliche Widersprüche und Ambivalenzen verstrickt, die immer noch von der (inzwischen aber bröckelnden) Fassade männlicher Macht- und Dominanzkonstellationen verdeckt sind. Diese Widersprüche müssen die Männer mit sich ausmachen.

Wenn mit Beginn des 21. Jahrhunderts von der Zweite Moderne die Rede ist, so wird vor allem auf die Entgrenzungen hingewiesen, die sie hervorbringt. Etablierte Strukturen der Ersten Moderne lösen sich auf oder vermischen sich mit neuen. Alte Grenzen verschwimmen, neue Grenzen tun sich auf. Bisherige lineare Konstruktionen im Lebenslauf brechen auf, werden hinterfragt und reflexiv rekonstruiert. Aus Entweder-oder werden Sowohl-als-auch-Strukturen. Vor allem ist mit der Entgrenzung der Erwerbsarbeit die lebensgeschichtlich bisher zentrale Verknüpfung von männlicher Identität und Arbeit und die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung in Frage gestellt. Während das Sozialisationsregime im Verlauf der ersten Moderne durch die Spannung von Institution und perso-

naler Autonomie bestimmt war, ist das Sozialisationsregime der zweiten Moderne durch Entgrenzungen des Lebenslaufs und die Chance wie den Zwang zur Selbstorganisation charakterisiert. Dennoch sind die alten Strukturen nicht verschwunden. Verdeckungszusammenhänge entstehen genauso wie Ambivalenzen.

Geschlecht und Geschlechterverhältnisse in ihrer sozialen Gestalt – gender – werden in den Sozialwissenschaften als zentrale Vermittlungskategorien zwischen Subjekt und Gesellschaft thematisiert. Da das Geschlecht, auch wenn es – gesellschaftlich gesehen – eine soziale Konstruktion darstellt, an die Leiblichkeit des Menschen gebunden ist, kann es gleichermaßen als personales Orientierungs- wie soziales Ordnungsprinzip wirken. Das entsprechende System der Zweigeschlechtlichkeit kommt sowohl dem personalen Streben nach Identität und Zugehörigkeit als auch dem strukturellen Erfordernis gesellschaftlicher Reproduktion und Ordnung entgegen. Geschlechtszugehörigkeit wird inkorporiert und findet sich gleichzeitig in der Geschlechtsspezifität der gesellschaftlichen Arbeitsteilung wieder. Geschlechtersozialisation kann in diesem Zusammenhang als Aneignung wie Reproduktion dieser Struktur verstanden werden (vgl. Meuser 2010 a).

Soweit eine Bilanz des Geschlechterdiskurses zu Ende der ersten Moderne. Inzwischen haben die Entgrenzungsdynamiken der Arbeitsgesellschaft und die geschlechtsemanzipatorischen Entwicklungen in Bildung und Konsum zu einer offensichtlichen Nivellierung der Geschlechter und einer Entgrenzung des traditionellen Geschlechterverhältnisses geführt. Ist damit auch die Bedeutung der Kategorie Geschlecht für die Sozialisierungstheorie in Frage gestellt? Auch der neoliberale Kapitalismus und seine Protagonisten bieten eine Ideologie an, nach der die ökonomisch-technologische Entwicklung sowie die Teilhabe an ihr jenseits von Ethnie, Klasse und Geschlecht gestaltbar seien. Sollte sich das Geschlecht dennoch bemerkbar machen, liege es an den Einzelnen, wie sie damit umgehen, geschlechtsspezifische Benachteiligungen als individuelle und persönliche Probleme bewältigen.

Diese ökonomisch induzierten Tendenzen zur Privatisierung der Geschlechterfrage und ihrer genderpolitischen Neutralisierung spielen heute latent zusammen. Aus dieser Per-

spektive stellt sich dann zwangsläufig auch die Frage, ob es überhaupt noch einen Sinn macht, subjektübergreifende Konstrukte wie das einer „weiblichen“ oder „männlichen Sozialisation“ zu entwickeln, wenn doch die Alltagsnivellierungen der Geschlechterdifferenz so hervorstechen. Das gilt auch für die Reichweite einer interaktionistischen Theoriebildung, die von ihren eigenen Postulaten eingeholt würde. Denn die Geschlechterfrage ist aus den Alltagswelten in die Struktur „abgewandert“ und hier für interaktionsorientierte Zugänge schwer erreichbar. Wir müssen vielmehr mit dem Konstrukt des – ökonomisch-gesellschaftlichen wie tiefenpsychischen – Verdeckungszusammenhangs arbeiten. Was auf der Alltagsebene als privates Bewältigungsproblem erscheint, entpuppt sich in der Strukturanalyse als doppeltes Verdeckungsproblem: Zum einen wirkt in der technologisch-ökonomischen Entwicklungslogik des digitalen Kapitalismus das männlich konnotierte Prinzip der Externalisierung (vgl. 1.4) – vielleicht sogar radikaler als zuvor – weiter, zum anderen muss der damit verbundene strukturelle Druck auf die private Sphäre bewältigt werden. Es handelt sich dabei um tiefenpsychisch verdeckte, nicht-thematisierte Zusammenhänge, die meist vom Alltagsbewusstsein und damit auch biografisch abgewehrt bzw. verdrängt werden (vgl. Leithäuser 1976) und eine entsprechende Eigenlogik aufweisen, die zu analysieren ist.

Vor diesem Hintergrund werde ich die zentralen Vermittlungsdimensionen männlicher Sozialisation herausarbeiten, die im lebenslangen Streben nach biografischer Handlungsfähigkeit „geschlechtstypische“ Magnetfelder ausbilden können, denen sich Jungen und Männer in unserer Kultur nicht entziehen können. Jungen und Männer werden weiterhin in männertypische Betroffenheiten gedrängt, obwohl sie in einer weitgehend geschlechternivellierten Alltagskultur aufwachsen. Die heutige Problematik dieses Aufwachsens besteht nun darin, wie sie in diesen ambivalenten Konstellationen handlungsfähig werden und bleiben können. Deshalb wird das Bewältigungsparadigma, das die Gesetzmäßigkeiten dieser Suche nach Handlungsfähigkeit aufzuschließen vermag, die zentrale Begrifflichkeit meines sozialisationstheoretischen Entwurfs bestimmen. Gleichzeitig soll dieser Entwurf so angelegt sein, dass die verschiedenen Dimensionen – Gesellschaft, Interakti-

on, Institution, Person – nicht nebeneinander stehen, sondern schon in ihren gegenseitigen Bezügen formuliert sind. Wenn ich z.B. die gesellschaftliche Dimension in dem Paradigma der ‚Entgrenzung von Männlichkeit‘ fasse, formuliere ich bereits in dieser Dimension implizite Hypothesen zur interaktiven Ebene (Tendenz zur Geschlechternivellierung) wie auch auf der psychodynamischen Ebene (Entgrenzung kann einen Sog von innen bewirken, der naturalistisch gefühlte und entsprechend legitimierte Maskulinität hervorbringt). In diesem Sinne werden auch Bezugsebenen nicht für sich und nebeneinander, sondern in sich argumentativ verschränkt dargestellt. In dieser Verschränkung bewegen sich auch die Begriffe Männlichkeit, Männerrolle, Maskulinität und Mann-Sein. Der Begriff der „Männlichkeit“ wird in Zusammenhängen gebraucht, die sich auf gesellschaftliche Konstruktionen und die entsprechenden Männerbilder beziehen. Der Begriff der Männerrolle wiederum verweist auf das interaktive und institutionenbezogene Rollenhandeln. Der Begriff der Maskulinität schließlich wird meist dann verwendet, wenn es um emotionale Manifestationen geht. Im subjektumgreifenden Begriff des Mann-Seins ist die lebensweltliche Bewältigungsperspektive eingefasst, in der sich Jungen und Männer in gesellschaftlichen Zonen der Männlichkeit bewegen und sich mit geschlechtsbezogenen Rollenerwartungen und gefühlten maskulinen Antrieben genauso auseinandersetzen, wie sie darin ihr eigenes ‚doing gender‘ zu regulieren und zu gestalten versuchen. Dabei wird deutlich, dass Ambivalenzen sichtbar werden, die den Geschlechterbezug der Sozialisation dynamisch halten. Diese Erkenntnis der Ambivalenz bewahrt uns davor, dass wir starren Sozialisationsmodellen und Geschlechter-Dualismen aufsitzen.

Die Frage, was aus dem Manne wird, kann also nicht in der Linearität der Entwicklungen der letzten Jahre beantwortet werden. Sie ist komplexer, als dies entsprechende Prognosen, die vom weiteren Abbau der Herrschaft des Mannes und dem entsprechenden Aufstieg der Frau, behaupten. Für die Männerforschung stellt sich in diesem Zusammenhang nicht nur die Frage, ob das bisher diskursleitende Paradigma „hegemonialer Männlichkeit“ (vgl. 1.3) relativiert werden muss, sondern vor allem das Problem, analytische und empirische Zu-

gänge zu *Bewältigungsalltag* von Männern zu finden. Zu sehr waren in der Vergangenheit die sozialwissenschaftlichen Jungen- und Männerstudien von diesem einseitigen Bild männlicher Dominanz („Hegemonialität“) geprägt, wurde die Vielfalt männlicher Ausdrucksformen in diesen Rahmen gepresst.

Männlichkeiten im Spagat

„Unterschiedliche Männlichkeiten können nun gelebt werden. Die traditionelle Männlichkeit hat ihre verbindliche Eindimensionalität verloren. Dies gilt nicht nur für sexuelle Präferenzen, sondern auch für Rollenmodelle wie Hausmann, teilzeitarbeitender Vater und andere. Doch sollte diese Entwicklung nicht überschätzt werden. Männlichkeit bleibt eine Gratwanderung zwischen der Hardware-Männlichkeit, wie sie offiziell noch immer gelebt wird, und einer Software-Männlichkeit, wie sie inzwischen in bestimmten Milieus gefordert ist. Aber die Erwartung, leistungstark, erfolgreich und kämpferisch zu sein, bleibt das Maß für Beruf und Karriere. Privat hingegen wird eine Männlichkeit verlangt, die kooperativ, empathisch, flexibel und irgendwie feminin ist. Das gilt vor allem für die Milieus der mittleren Schichten. Beides ist vor allem dann schwierig zu leben, wenn es simultan verlangt wird.“ (Hollstein 2012, S. 13)

Im Alltag erscheinen heute die Geschlechterrollen nivelliert, die Lebensstile von Männern und Frauen pluralisiert. Die Gleichstellung der Geschlechter wird offiziell in allen öffentlichen Betrieben angestrebt und die neuen Ökonomien und Informationstechnologien kennen keine Männer und Frauen mehr, nur noch abstrakte Zugänge und Erreichbarkeiten, die scheinbar für alle gleich geöffnet sind. Männlichkeit und Weiblichkeit sind *entgrenzt*, vielleicht nicht mehr grundlegend und ausschlaggebend für die Ordnung und Strukturierung von Beziehungen. Gleichzeitig erfahren wir aus vielfältigen Befunden der Sozialforschung, aus Erfahrungen der Sozialarbeit und in den Medien, dass es dessen ungeachtet Zonen geschlechtstypischer Zuordnung und Bewertung gibt, die nicht in dieses Bild passen wollen. Die Konkurrenzen auf dem Arbeitsmarkt und die Belastungen am Arbeitsplatz tragen verdeckt geschlechtstypische Züge. Die Rationalisierung und Flexibilisierung der Produktion hat dazu geführt, dass das Normalarbeitsverhältnis keine Selbstverständlichkeit mehr ist, sondern das sich inzwischen schon für große Teile der europäischen Er-

werbsbevölkerung aufgelöst hat. Dieses Normalarbeitsverhältnis – lebenslang gültiger Beruf, entsprechende tarifliche und soziale Absicherung, Vollzeitarbeit – macht aber den ökonomisch-gesellschaftlichen Kern der Definition von Männlichkeit in Industriegesellschaften aus. Der digitale Kapitalismus gefährdet nun dieses Männlichkeitsbild, treibt aber auf der anderen Seite in seinen Rationalisierungs- und Abstrahierungstendenzen das „männliche Prinzip“ der Externalisierung, des Nicht-innehalten-Könnens, weiter voran. Männlichkeit wird also gleichzeitig – durch die Auflösung des Normalarbeitsverhältnisses – zurückgewiesen und – im ökonomisch-technologischen Strukturprinzip der Rationalisierung – neu aufgefordert. Die Figur des entbetteten, flexiblen und verfügbaren Arbeiters ist zur scheinbar geschlechtsneutralen Leitfigur der neuen Ökonomie geworden. Ein entsprechend externalisierter Habitus wird heute von Männern *und* Frauen abgefordert. Dennoch aber trifft es die Männer in ihrer Fixierung auf die Arbeitsrolle am stärksten. Die Intensivierung der Arbeit und die im Lebenszuschnitt von Männern verankerte höhere Arbeitsverfügbarkeit wirken meist in der Richtung, dass sich in den Familien die herkömmliche Rollenaufteilung des Geschlechts wieder neu einstellt. Auch wenn Männer gerne ihre neuen sozialstaatlich gedeckten Ansprüche auf Teilhabe in der Familie und an der Erziehung (auf Elternzeit) für sich realisieren möchten, werden sie durch die intensivierte ökonomische Einbindung und Vernetzung daran gehindert. Frauen wiederum kommen vom Vereinbarkeitsproblem nicht los, die beruflichen Zugänge sind zwar offen, aber verlangen, so sie in Karrieren münden sollen, die ungewisse Zurückstellung des Kinderwunsches. Viele Männer indes können nicht mehr auf das Normalarbeitsverhältnis vertrauen, das bisher den zentralen Anker der Männerrolle und des männlichen Selbstverständnisses bildete. Nicht nur Männer, die arbeitslos sind, sondern auch viele, die inzwischen in prekären und unterbezahlten Beschäftigungsverhältnissen ihr Auskommen finden, werden so in ihrem Mannsein irritiert. Inzwischen wird schon von einer „Feminisierung“ der Erwerbsarbeit gesprochen. Damit ist nicht nur gemeint, dass der Anteil der Frauen an der Erwerbsarbeit im letzten Vierteljahrhundert in den westeuropäischen Industriestaaten überproportional zugenommen hat, sondern

auch, dass sich die Erwerbsarbeit zunehmend zum Feld beständiger Verunsicherung gewandelt hat, die Arbeitsverhältnisse sich informalisieren und die diskontinuierlichen und ungeschützten Vertragsbeziehungen zunehmen. Das bedeutet für die Männer, dass viele von ihnen in Arbeitsverhältnisse geraten, die für die rollenbezogene Begründung und Symbolisierung der männlichen Erwerbs- und Dominanzrolle nicht mehr geeignet sind. Solche Männer unterliegen am ehesten der Gefahr, auf der Suche nach der Kompensation einer fragilen Männerrolle auf naturalistische Konzepte von Maskulinität zurückzugreifen.

Bei all diesen Erosionstendenzen arbeitsgesellschaftlich gestützter Männlichkeit darf nicht übersehen werden, wie männlich-hegemoniale Formierungen im Globalen in ihrer Symbolkraft auf die Alltagswelt der Männer zurückwirken. Globalisierte Männlichkeitskulturen – zum Beispiel die maskulinen Erfolgskulturen in den transnationalen Konzernen, dem Profifußball oder dem Formel-1 Rennzirkus – haben inzwischen enorme Rückstrahlkraft auf den Männeralltag. Es ist längst an der Zeit zu untersuchen, wie sich die „männliche Dividende“ nicht nur bei denen wieder aktiviert, die in prekären Arbeits- und Lebensverhältnissen nach aggressiven maskulinen Bewältigungsmustern greifen. Vor Jahren noch hatte man den Formel-1-Rennen das ökologisch zwangsläufige Ende prophezeit. Inzwischen hat sich die Anzahl der internationalen Rennstrecken vervielfacht und an den Wochenende strömen tausende von Männern zum Nürburg- und zu anderen Ringen, um ihre im Alltag verwehrte oder verpönte Maskulinität zeigen und demonstrieren zu können. Andere Ausstrahlungen sind vielleicht noch folgenreicher: Männerbünde, die im Alltag sozialer Beziehungen an Einfluss und Akzeptanz verloren haben, werden über die closed shops von Männern in den transnationalen Konzernen, die sich nicht sozial legitimieren müssen, wieder hoffähig. Solche Neuformierungen von Männlichkeit sind aber nicht einfach als Rollback-Phänomene zu verstehen, sondern müssen in einen weiteren Entwicklungsrahmen gestellt werden. Der Kapitalismus der Zweiten Moderne hat in den Industriegesellschaften einen Strukturwandel der Arbeitsgesellschaft mit sich gebracht, in dem nun auch Männer als den Verhältnissen ausgelieferte sichtbar werden.

So scheint Männlichkeit heute von ihrer traditionellen Hypothek maskuliner Dominanz entlastet, denn Männer können sich auf die Sachlogik des technischen Vergesellschaftungsmodus berufen, der männliche Orientierungs- und Verhaltensprinzipien abfordert. Gleichzeitig wird Maskulinität – in verschiedensten Formen warenästhetisch modelliert – als Mithalte- und Erfüllungsmodul angeboten. Maskulinität kann nun ‚ohne schlechtes Gewissen‘ (das sonst interaktiv im Geschlechterverhältnis ausgelöst wird) *konsumiert* werden. Gleichzeitig rührt die warenästhetische Aufforderung die libidinöse, tiefendynamische Seite des Mannseins an, die in gewisser Weise auch durch die interaktiven Nivellierungsprozesse nicht nur verdeckt, sondern tabuisiert ist (in dem Sinn, dass ihre Thematisierung stillgestellt ist). Diese maskuline Tiefendynamik schafft sich nicht nur in spektakulärer männlicher Gewalt bei sozial benachteiligten Jungen und Männern Raum, sondern auch beim ‚Durchschnittsman‘, indem dieser – in warenästhetischer ‚Entlastung‘ – gleichzeitig nicht-maskuline und maskuline Module sozial verträglich kombinieren kann.

Es ist also nicht unbedingt der ‚neue Mann‘, sondern eher der pragmatische Mann, den eben die gewandelte Arbeitsgesellschaft dazu zwingt, sich kooperativ entgegenkommend und nicht mehr dominant zu verhalten. Solche Männer fühlen und handeln nicht unbedingt ‚als Männer‘, sondern orientieren sich an der ‚biographischen Passung‘ ihres Verhaltens. Männliche Verhaltensmuster werden dann zu *Mitteln* der biographischen Lebensbewältigung und sind nicht unbedingt – im subjektiven Empfinden – gewollte Repräsentationen von Männlichkeit. Darauf hat sich die Konsumapparatur eingestellt. In biographische Erfüllungssets eingepackte männliche Module werden angeboten und können entsprechend lebensstilgerecht arrangiert werden. Männliche und maskuline Module gehen dann in einem erfolgskulturellen Lebensstil auf, der auch Frauen – entsprechend modularisiert – offen steht und von daher als geschlechtsgemeinsamer und mithin prinzipiell kooperativer Erfolgsstil erscheint.

Männlichkeit in intersektionaler Perspektive

Das Paradigma der Intersektionalität betont das Zusammenwirken verschiedener – vor allem geschlechtsbezogener, sozialer und ethnischer – Ungleichheiten (vgl. Lutz u. a. 2011) bei der Konstruktion sozialer Positionen von Individuen und damit auch von unterschiedlichen Männlichkeiten. Diese Perspektive wird auch in diesem Buch immer wieder deutlich werden, besonders wenn es um sozial benachteiligte und/oder Jungen und Männer mit Migrationshintergrund geht. Die Beantwortung der Frage, inwieweit dies die soziale Bedeutung des Geschlechts relativiert, bleibt der Analyse der jeweiligen empirischen Konstellation überlassen. Denn bei häuslicher Gewalt z. B. finden sich die männlichen Täter in allen sozialen Schichten. Deshalb darf nicht übersehen werden, dass das Geschlecht eine besondere Kategorie darstellt, indem es in der Tiefendynamik der Persönlichkeit genauso verankert ist wie in den unterschiedlichen sozialen Interaktionsgefügen und in der gesellschaftlichen Arbeitsteilung. Gleichzeitig wird in der Diskussion zur Intersektionalität bislang viel darüber geredet, aber zu wenig darüber ausgesagt, wie die unterschiedlichen Faktoren zusammenwirken. Das von mir vertretene Konzept „Männlichkeit als Medium der Lebensbewältigung“ scheint mir hierfür einen Zugang zu ermöglichen. Denn hier geht es ja darum – wie bereits skizziert – aufzuschließen, wie und in welcher Form Männlichkeit in bestimmten sozialen wie interethnischen Konstellationen „freigesetzt“ wird.

Dass sich Menschen dennoch als Männer und Frauen *erleben*, ist allein aus kulturellen und interaktiven Deutungen und Zuschreibungen nicht erklärbar. Niklas Luhmann bemerkt in diesem Zusammenhang, das „nur die Unterscheidung Mann und Frau [...] kulturell variabel [ist], nicht auch die Eigenschaft, Mann bzw. Frau zu sein“ (Luhmann 2003, S. 22). Die vorsoziale Qualität des Menschseins ist in der Kategorie des Leibes gefasst, der über den Körper ins Soziale hineinreicht aber gegenüber dem Körper seine Eigendynamik der Empfindungen besitzt. So existieren auch das männliche und weibliche Leibempfinden in einer Eigendynamik, auch wenn sie in einer einheitsstrebenden Korrespondenz zum sozial gerichteten Körper stehen. In typischen Leib-Körper-Konflikten, wie sie in der psychopathologischen Forschung thematisiert werden, kommt dies besonders zum Ausdruck.

Vor diesem Hintergrund sind auch die meist impliziten Annahmen zur männlichen Sozialisation, wie sie sich in den letzten zehn Jahren festgesetzt haben, nicht so ohne weiteres halt-

bar. Viel war und ist von den „neuen Jungen“ die Rede, die geschlechtsegalitär bis geschlechtsindifferent agieren. Nicht zuletzt hoffte man, dass die neuen „weichen“ Männerkulturen, wie sie in Konsum und Medien vermittelt sind, ein geschlechterdemokratisches Aufwachsen begünstigen könnten. All diese Zuschreibungen standen und stehen im Banne einer Tendenz zur „Nivellierung der Geschlechter“, die zweifellos auf der interaktiven Ebene der Alltagswirklichkeit vorherrschend ist, ihren Charme allerdings verliert, wenn man in die ökonomisch-gesellschaftlichen und tiefenpsychischen Zonen der Verfügbarkeit, Abhängigkeit und der Bedürftigkeit des Mannes gerät. Eben diese Mehrschichtigkeit will dieses Buch zur „männlichen Sozialisation“ aufnehmen und sozialisationstheoretisch aufbereiten. Dabei wird sich die „Eigenperspektive“ des Männlichen gleichsam von selbst herauschälen, wenn es darum geht, aufzuzeigen, wie offen und verdeckt die Kräfte von den unterschiedlichen Ebenen her wirken und wie Jungen und Männer versuchen (müssen) in diesem Magnetfeld *handlungsfähig* zu werden und zu bleiben. Dazu gehört vor allem auch das Aufschließen alternativer Verhaltenspotenziale.

Es ist also das Anliegen dieser Einführung, die *Ambivalenz* des Aufwachsens und der biografischen Entwicklung von Jungen und Männern im Lebenslauf aufzuschließen und damit auch das Verstehen ihrer Befindlichkeiten und Betroffenheiten zu befördern. *Methodologisch* bin ich deshalb konsequenterweise einer Perspektive *kritischer Männerforschung* verpflichtet, die das Widersprüchliche und darin eben auch das Dialektische in der gesellschaftlichen Situation von Jungen und Männern aufzuspüren vermag: Die Gleichzeitigkeit von Bedürftigkeit und Gewalt, von Dominanz und Verfügbarkeit – alles Themen, die diese „Männliche Sozialisation“ durchziehen. Männlichkeit tritt vor diesem Hintergrund als *soziale Konstruktion* hervor, die von Jungen und Männern (aber auch von Frauen) alltäglich immer wieder hergestellt, reproduziert wird („doing gender“). Männlichkeit wird aber genauso in sozialen Konstellationen *freigesetzt*. Und darüber hinaus dürfen keinesfalls die nachhaltigen Wirkungen *kulturgenetischer Strukturen* und die strukturbildende Kraft der *Geschichte* übergangen werden. Damit unterscheidet sich die hier eingebundene sozialkonstruktive Perspektive deutlich von radikalkonstruktivistischen Modellen, die nur die interaktive Praxis gelten lassen und sowohl die Einbettung der Geschlechterordnung in die Sozialstruktur als auch die Dimension des Leibes als „gespürte Männlichkeit“, aber auch die tiefen-

psychischen, sich oft verselbstständigenden Bewältigungsdynamiken übergehen. Ich folge damit einem durchaus tradierten konstruktivistischen Verständnis in der Soziologie, für das „die Sozialwelt nicht nur von uns gemeinsam, sozial, gesellschaftlich oder wie auch immer konstruiert [wird], sondern sie ist Konstruktion“. Die Sozialwelt wird „als gegeben vorausgesetzt und sie ist dennoch ein Konstrukt. Indem soziale Akteure interagieren, wird eine Sozialwelt ebenso (ko)konstruiert, wie die Interaktion durch die Konstruktion der sozialen Welt bestimmt ist“ (Nicolaisen 1999, S. 102). Im Bewältigungsansatz schließlich wird dies auch zu den vor-sprachlichen, vorsozialen also ontogenetischen Tiefenschichten der menschlichen Persönlichkeit so in Beziehung gesetzt, dass deren Vorgegebenheit immer in Spannung zum Sozialen steht, in dem sie erst ihre Wirksamkeit erhält.

Kapitel 1

Männliche Sozialisation in der Zweiten Moderne

1.1 Die neue Ambivalenz

Die Entgrenzungstendenzen der Zweiten Moderne wirken auf die ökonomischen und sozialen Grundverhältnisse des Industriekapitalismus ein. Entgrenzung der Arbeit und Entgrenzung des Geschlechterverhältnisses laufen nebeneinander her. Frauen agieren mitten in den gesellschaftlichen Bereichen von Bildung und Erwerbsarbeit, Männer streben in die innere Sphäre der Familie. Die Erosion des traditionell männlich konnotierten Normalarbeitsverhältnisses treibt auch zunehmend Männer in prekäre Arbeitsverhältnisse. Damit scheinen die traditionellen geschlechtsspezifischen Orientierungsmodelle zu verschwinden oder zumindest zu verschwimmen. Gleichzeitig ist aber zu beobachten, dass sich Männer – vor allem in den größer gewordenen sozialen Randzonen der Gesellschaft – im Streben nach biografischer Handlungsfähigkeit wieder an traditionelle Rollenbilder männlicher Dominanz klammern, um Selbstwert und Anerkennung trotz sozialer Benachteiligung und Exkludierung aufrechtzuerhalten. Frauen fügen sich (wieder) in Arrangements wie Familien- und Zuarbeitsrolle oder alleinige Verantwortlichkeit für Haus- und Beziehungsarbeit und finden darin Selbstwert und Anerkennung. Aber auch in den mittleren gesellschaftlichen Zonen, wo sich Männer und Frauen trotz ökonomischen Drucks und höheren Zukunftsrisikos auf Grund des ihnen verfügbaren kulturellen und sozialen Kapitals aus hierarchischen Geschlechterverhältnissen herausbewegt haben, kommt es immer wieder – vor allem in kritischen Lebenskonstellationen – zum Rückfall in traditionelles männliches und weibliches Bewältigungsverhalten.

Diese Resistenz aber auch Neuformation geschlechtshierarchischer Verkehrsformen und Bewältigungsmuster in den privaten Lebenswelten ist noch einmal verdeckt durch eine öffentlich zelebrierte konsumtive Erfolgskultur, die von den neuen Ökonomien her ausstrahlt und von Ideologien der Externalisierung und Machbarkeit gespeist wird. Wurden diese Prinzipien früher männlich konnotiert, so haben sie sich jetzt von ihrer geschlechtstypischen Bindung gelöst und sind zu abstrakten und damit auch für Frauen verfügbaren Orientierungs- und Erfolgsprinzipien geworden. In einer solchen Erfolgskultur wird nicht mehr nach Männern und Frauen, sondern nach Gewinnern und Verlierern gefragt, wobei das Gewinnen und Verlieren in der Ideologie einer sozial entbetteten Durchsetzungskultur nicht mehr geschlechtshierarchisch thematisiert wird: Auch Frauen gehören längst zu den Gewinnern, wie Männer zu den Verlierern. In diese geschlechtsübergreifende Erfolgskultur wachsen heute Jungen und Mädchen hinein. Sie konstituiert einen Verdeckungszusammenhang, den auch der neuere Diskurs zu Sozialisation und Geschlecht kaum berücksichtigt.

Angesichts entgrenzter Gesellschafts- und Lebensverhältnisse kann also nicht mehr von eindeutigen Modellen weiblicher und männlicher Sozialisation gesprochen werden. Wir haben es vielmehr mit ambivalenten Konstellationen der Entgrenzung zu tun, in denen – bei relativ nivellierten zwischen-geschlechtlichen Kommunikations- und Interaktionsstrukturen – geschlechtstypische Einstellungen und Verhaltensweisen als *Bewältigungsmuster* unterschiedlich und wechselnd freigesetzt werden.

Damit ist auch zu erklären, dass Mädchen und Jungen, Männer und Frauen ihr Klammern oder ihren Rückgriff an traditionelle Geschlechterrollen selbst gar nicht als geschlechtstypischen *rollback* empfinden, sondern sich geschlechtsspezifischer Muster gleichsam bedienen. Dies verweist auf eine sich weiter intensivierende *Biografisierung* des Sozialisationsprozesses. Nicht die habituelle Sicherheit als Mann oder als Frau steht im Mittelpunkt des Strebens nach biografischer Handlungsfähigkeit, sondern die je eigene *Handlungsfähigkeit* und Erfüllung, die auch über das Bewältigungsmuster Männlichkeit oder Weiblichkeit erreicht werden kann, aber nicht

muss. Dies kommt dem Sozialisationstyp entgegen, der von der neuen Ökonomie abverlangt wird. Eine moderne flexibilisierte Arbeitsgesellschaft kann keine traditionellen und versäulerten Geschlechterrollen gebrauchen. Die männliche Dominanz scheint zu schwinden, fungible und kommunikative Kompetenzen werden gebraucht, die Trennung von Produktion und Reproduktion ist öffentlich nicht mehr sichtbar, sondern in den Einzelnen – ob nun Männern oder Frauen – aufgehoben. Dieses Bild spiegelt sich auch in den geschlechtsrelevanten Befunden der Meinungsumfragen der 1990er und beginnenden 2000er Jahre wider. Der Typ des Mannes, der öffentlich nicht mehr auf seiner männlichen Überlegenheit besteht, der Frauen gleichberechtigt akzeptiert und zumindest mental bereit ist, mit ihnen die Haus- und Beziehungsarbeit zu teilen, findet zunehmend Verbreitung. Es ist nicht unbedingt der „neue Mann“, den sich die intellektuellen Männergruppen erträumen, sondern eher der pragmatische Mann, den die gewandelte Arbeitsgesellschaft dazu zwingt, sich geschlechterkooperativ zu verhalten (vgl. Volz/Zulehner 1999/2009).

Dieses geschlechternivellierende Bild der öffentlichen Umfragen und Medienportraits steht in einem deutlichen Kontrast zu dem, was wir im Bereich der Lebens- und Krisenberatung erleben. Traditionelle Männlichkeits- und Weiblichkeitsmuster treten dort – quer durch alle Schichten – besonders dann auf, wenn es um die Bewältigung von kritischen Lebensereignissen und -konstellationen geht. Situationen also, in denen die gewohnten sozialen Ressourcen und Unterstützungssysteme, in die auch die Geschlechternivellierung eingelassen ist, versagen und die Menschen auf sich selbst zurückgeworfen sind. In diesem Zurückgeworfensein auf sich selbst, in der leibseelischen Hilflosigkeit, die sich nun auftut, tritt das Geschlecht in seiner Tiefendynamik hervor und beeinflusst das Bewältigungsverhalten (vgl. Neumann/Süfke 2006). Hier treten die Risiken des Biografisierungsprozesses deutlich zutage. Je mehr die Einzelnen auf sich gestellt sind, desto stärker laufen sie Gefahr, die sozialen Filter einzubüßen und damit schnell in unmittelbare Betroffenheiten mit leibseelischer Direktheit zu geraten. Das Geschlecht als leibseelischer Kern der Identität wird dann in einer tiefendynamischen Weise aktiviert, die von den Einzelnen nicht mehr rational kontrollierbar und sozial

vermittelbar ist. Man kennt sich dann in solchen Situationen nicht mehr, sieht sich mit der Nachtseite einer geschlechtsstereotypen Persönlichkeit konfrontiert, von der man glaubte, dass man sie längst sozial ad acta gelegt hätte.

1.2 Das Verwirrspiel Anlage – Umwelt

Die Diskussion darüber, ob „Wesenszüge“ der Maskulinität ‚anlagebedingt‘, das heißt biologisch-genetisch und/oder kulturgenetisch vorgegeben sind, ist ein Diskursspiel mit einer nun über hundert Jahre alten Dramaturgie. Immer dann, wenn in der industriellen Moderne das ‚Projekt Mensch‘ und das ‚Projekt Technik-Ökonomie‘ auseinander driften und es für die Selbstbehauptung des Menschen in der Welt kritisch wird, tritt ein Lager auf, das behauptet, der Mensch habe sich die Welt sozial gemacht und könne sich deshalb in dieser Welt in seinem Sinne verändern und gestalten. Ein anderes, weit in das Populärwissen hinein verbreitetes Lager insistiert darauf, dass der Mensch schon immer so angelegt sei wie er ist und sich von da aus mit sich und der Welt zu arrangieren habe. Gegenwärtig erleben wir wieder eine solche Polarisierung. Während der radikalkonstruktivistische Ansatz des Genderdiskurses die genetische Veranlagung der Geschlechterdifferenz leugnet, gibt es eine Masse von populärwissenschaftlichen Veröffentlichungen, die eben diese Veranlagung zu plausibilisieren versuchen. Während in den 1980er Jahren vor allem in amerikanischen Längsschnittstudien nachgewiesen werden sollte, dass es bei Jungen und Mädchen mit der Geburt keine wesentlichen Hinweise auf veranlagte Geschlechterdifferenzen gäbe, die Geschlechterdifferenz sich erst in der sozialen Umwelt konstituiere, in der die Attribute ‚männlich‘ und ‚weiblich‘ andefiniert, bzw. hormonal-körperliche Ausstattungen in ihrer Differenz erst sozial freigesetzt und verstärkt werden, wird inzwischen – im Rekurs auf wissenschaftliche Nachweise – wieder behauptet: „Bestimmte geschlechtstypische Unterschiede lassen sich bereits von Geburt an nachweisen“ (Bischof-Köhler 2002). Und das populärwissenschaftliche Magazin ‚Gehirn und Geist‘ (5/2003, S. 50) drehte die bisherigen

Aussagen zur geschlechtsbezogenen Eltern-Kind-Interaktion einfach um: „Eltern behandeln tatsächlich Söhne etwas anders als Töchter. [...] Eltern reagieren damit vor allem auf unterschiedliche Verhaltensangebote, die ihnen ihr männlicher oder eben weiblicher Nachwuchs schon bald nach der Geburt macht.“ Diese Argumentation ist insofern fragwürdig, weil sie nur dem äußeren Zuwendungsblick der Eltern folgt und nicht die unbewussten Prozesse der geschlechtstypischen Bindung und Abstoßung bei Mutter und Kind in der frühen Kindheit ins Kalkül zieht. So ist es eher die Rückführung auf das stammesgeschichtlich-kulturgenetische Erbe, die für eine wissenschaftliche Betrachtung der Anlageargumentation eher in Frage kommt. In der Arbeit der Verhaltenspsychologin Doris Bischof-Köhler wird in diesem Zusammenhang auf die höhere „parentale Investition“ der Frau in der Mutterschaft (Schwangerschaftszeit) verwiesen, die eine fürsorgliche Disposition bei den Frauen und damit weibliche Fähigkeit des Zu-sich-Kommens seit der Menschheitsgeschichte – also kulturgenetisch – erzwingt. Weiter werden stammesgeschichtliche Rekonstruktionen ins Feld geführt: Männer mussten um Geschlechtspartnerinnen konkurrieren, Rangordnungen ausbilden und dabei über ein entsprechendes Imponiergehabe Dominanzstreben ausstrahlen können. Dieses kulturgenetische Trieberbe aber – so könnte man fortfahren – ist im Verlauf der Zivilisation sublimiert, in kreative, aber auch in antisoziale Züge gewandelt worden. Natürlich ist es deshalb kein Wunder, dass Männer heute Spaß an Konkurrenz und Dominanz haben, sich aber auch – ohne dass sie ein Problem damit zu haben scheinen – gerne unterordnen, wenn sich jemand (auch eine Frau) ihnen gegenüber durchgesetzt hat. Diese kulturgenetisch-evolutionsbiologisch rückgebundene Argumentation zur Geschlechterdifferenz ist keineswegs neu, hat längst ihre Geschichte (für die männliche Seite vgl. Blüher 1919) und inzwischen auch eine zweifelhafte Plausibilität. Die „evolutionstheoretische Kognitionstheorie besagt, dass durch unterschiedliche Tätigkeitsfelder der Urfrauen und -männer als Sammlerinnen und Jäger geschlechtsspezifische Fähigkeiten selektiv begünstigt wurden, die bis heute im genetischen Programm der Geschlechter verankert seien. [...] Grundsätzlich steht diese evolutionsbiologische These aber auf unsicherem empirischen

Fundament, da sie nicht experimentell, sondern nur retrospektiv aus archäologischen Fundstücken rekonstruiert werden kann, die aber besonders große Interpretationsspielräume eröffnen.“ Entsprechende Studien zeigten, dass es „keinesfalls geklärt sei, ob und welche geschlechtsspezifischen Arbeitsteilungen es im Pleistozän gegeben habe [...]. Die man-the-hunter-Theorie, derzufolge die Männer auf die Jagd gingen und die Frauen zu Hause blieben und sich um die Kinder und das Beerensammeln in Höhlennähe kümmerten, sei wohl eher eine Projektion des männlichen Ernährermodells auf urzeitliche Bedingungen und entbehre wissenschaftlicher Beweise. Die bisherigen archäologischen Befunde legten eher nahe, dass Frauen und Männer gemeinsam auf die Jagd gingen, sowohl Frauen auch Männer die Kinder versorgten und das von allen betriebene Sammeln.“ (Palm 2011, S. 222)

Die kulturgenetisch-evolutionstheoretische Argumentation ist noch einmal von der biologisch-genetischen zu unterscheiden, die letztlich auch auf die Möglichkeit der klinischen Manipulation männlichen Verhaltens hinausläuft. Sie ist mit dem Projekt der Aufschlüsselung der DNS bei Menschen auch in den Genderdiskurs gekommen. Hier möchte ich dem damaligen Resümee von Renninger/Wahl (2000) in ihrem Literaturbericht zu ‚Gene und Sozialisation‘ auch heute nichts hinzufügen: „Doch auch wenn in Zukunft all diese (Gen-)Techniken zum anerkannten Kulturgut werden. Ungewissheit bleibt, denn zwischen den Genen in den Keimzellen und den heranwachsenden Individuen liegen unzählig viele Zwischenschritte, die den Raum für die komplexen Einflüsse für die Umwelt eröffnen.“ (S. 345) Dies wird auch durch Befunde der neueren Hirnforschung zur „Hirnplastizität“ unterstützt: „Die These von der Hirnplastizität besagt, dass das menschliche Gehirn bei der Geburt nicht schon funktional festgelegt ist, sondern sich vielmehr durch Erfahrung erst funktional und auch biologisch entwickelt. Kraft dieser evolutiv entstandenen Neuroplastizität sei der Mensch biologisch zuallererst in die Lage versetzt worden, sich flexibel an Umweltverhältnisse anzupassen und umfangreiche kulturelle Leistungen zu erbringen. Etwa neunzig Prozent der Verknüpfungen zwischen den Nervenzellen bildeten sich erst im Verlauf des Lebens, insbesondere in den ersten Lebensjahren.“ (Palm 2011, S. 221) Und der Hirn-

forscher Gerald Hüther (2009) bilanziert ähnlich: „Angesichts dieser Erkenntnis haben nun all jene Personen ein Problem, die bisher davon ausgegangen sind, bei den im männlichen Gehirn feststellbaren strukturellen und funktionellen Besonderheiten handele es sich um die biologischen Ursachen für bestimmte typisch männliche Verhaltensweisen. Wer das weiterhin behaupten will, muss sicher sein und nachweisen können, dass diese neurobiologischen Unterschiede zwischen männlichen und weiblichen Gehirnen nicht erst als Folge der unterschiedlichen Entwicklungsbedingungen und der unterschiedlichen Nutzung bestimmter Feinstrukturen entstanden sind.“ (S. 59)

Damit ist auf die zentrale Bedeutung des Sozialisationsprozesses für die Herausbildung von Gender, der sozialen Männlichkeit und Weiblichkeit verwiesen. Das schließt aber nicht aus, dass Jungen und Mädchen, Frauen und Männer von ihrer biologisch gebundenen differentiellen Leiblichkeit her (z. B. Gebärfähigkeit bei den Frauen, biologische Unterschiede in der Pubertät, Klimakterium) Mannsein und Frausein unterschiedlich *empfinden* (gleichwohl auch hier soziale Deutungen eine Rolle spielen). Die differentiellen leibbezogenen Empfindungen sind aber doch von den sozial „gemachten“ Zuschreibungen erst einmal zu trennen. Denn dass sich die Geschlechtsdifferenz historisch so hartnäckig hält, immer wieder neu aufbaut, hat auch etwas damit zu tun, dass die Kategorie des Geschlechts in die Natur des Menschen hereinreicht, sozial nicht hinreichend bestimmbar ist und leibseelisch so verankert scheint, dass sie sich über die Zeiten hinwegsetzt. Hier sehen auch psychoanalytisch orientierte Sozialisationsforscher wie Wilfried Gottschalch (1991) und Arno Gruen (1992) die tiefer liegenden Unterschiede zwischen Männern und Frauen. Die entsprechenden Hypothesen gehen dabei in die Richtung, dass Frauen – auf Grund ihrer auf Gebärfähigkeit ausgerichteten Körperlichkeit – einen engeren Bezug zur Natur haben als Männer und dass sie dieser Naturbezug nicht nur besser mit innerer Hilflosigkeit umgehen lässt, sondern es ihnen auch ermöglicht, sich der äußeren Gesellschaft und ihrer Logik immer wieder zu entziehen. Dieses gleichsam archetypische Phänomen gehört zum Erfahrungsbestand der Psychoanalyse, aber auch der alltäglichen Erfahrung. Es gibt Befunde darüber,

dass Männer vor, bei und nach der Geburt des ersten Kindes diese Naturstärke der Frau als plötzliche Fremdheit empfinden und sich in alle möglichen Tätigkeiten, in Arbeit, männlicher Geselligkeit und Freizeit stürzen, um ihre Hilflosigkeit zu kompensieren. Männer sind hilflos, wenn eine Frau zum Beispiel in ach so rational geplanten und kontrollierten Sitzungen ihre Gefühle zu dieser Sitzung äußert, wenn sie ausbricht und die Tür in allen Belangen hinter sich zuschlägt. Ihr Verhalten wird dann von den Männern meist pathologisiert, sie gilt als hysterisch und unberechenbar. Diese Naturnähe der Frau, die nicht als biologisches Axiom, sondern in ihrer kulturellen Formung wirkt, ist aber nicht das Einzige, was Frauen anders antreiben kann als Männer und Männer in ihrer Reaktion dazu bringt, den „Mann herauszukehren“, obwohl sie es meist gar nicht wollten, und oft selbst darüber erschrocken sind. Deutlicher noch erschließt sich die psychosoziale Rückgebundenheit an die Natur des Geschlechts in der leibseelischen Entwicklungszeit der frühen Kindheit und der Pubertät, in denen die tiefenpsychischen Weichen für das Leben gestellt werden. Jungen müssen sich – anders als Mädchen – früh von der Mutter ablösen, um die Orientierung an einer männlichen Geschlechteridentität zu finden und werden in der Pubertät dann auch mit einer entsprechend anderen körperlich-seelischen Dramaturgie konfrontiert als die Mädchen (vgl. 2.2). Der beständige Zweifel, ob man „ein richtiger Mann ist“, sitzt im Durchschnitt bei Jungen und Männern genauso tief, wie die auf der Suche nach Männlichkeit schlummernden homosexuellen Antriebe, die bei den meisten zwar die Heterosexualität nicht tangieren, ob ihrer gesellschaftlichen Ächtung – Homosexualitätstabu in der männlichen Erziehung (vgl. 2.7) –, die aber die innere Hilflosigkeit des Mannes und die Neigung, sie durch verstärkte Abspaltung von Maskulinität zu überwinden, noch verstärken.

Unterschiede innerhalb und zwischen den Geschlechtern

Natürlich kann man nicht von *den* Jungen/Männern und *den* Mädchen/Frauen sprechen. Das Argument aber, die Geschlechterunterschiede seien innerhalb eines Geschlechts oft größer als zwischen den Geschlechtern verkennt folgenden Sachverhalt: „Selbst wenn die geschlechtstypi-

schen Verhaltensweisen bei Jungen und Mädchen individuell variieren, dann treten sie doch im statistischen Mittel eben öfter bei dem einen Geschlecht auf als bei dem anderen und vor allem häufen sich – um etwa bei der Wettbewerbsorientiertheit zu bleiben – die Individuen mit besonders starker Merkmalsausprägung auf der männlichen Seite und die in diese Hinsicht besonders schwach disponierten auf der weiblichen. Wir haben es also nicht mit der individuellen Varianz eines beliebigen Merkmals zu tun, sondern dieses korreliert in seinen stärksten Ausprägungen außerdem eindeutig mit dem einen Geschlecht und fehlt eben in dieser Ausprägung beim anderen.“ (Bischof-Köhler 2012, S. 63)

Die männliche Irritation, die von der Muttermacht ausgeht, reicht weit in die Menschheitsgeschichte zurück. Schon in der Mythologie der Stammesgesellschaften stand die Naturmacht der gebärenden Frau im Mittelpunkt der Bildung von Mythen und Gegenmythen. Hier entwickelte sich das Bestreben der Männer, ihre soziale Macht über die Naturmacht der Frauen zu stellen. So ist es gekommen, dass das Machtstreben der Männer in der Geschichte immer wieder geschürt und getrieben wird von der naturmythischen Angst vor der Frau. Und dass beides, die Unterdrückung und Abwertung der Frau und die Unterwerfung der Natur das männliche Schaffen angetrieben haben. Denn es blieb immer durch die Frau verwundbar. Dennoch fühlten sich und fühlen sich Männer hingezogen zu Frauen, fühlen sich abhängig von ihnen, obwohl sie doch über ihnen stehen wollten. Es ist bis heute etwas darin, das nicht sozial erklärbar ist.

Da das „männliche Problem“, dass die Frau Leben gebären kann, nicht aus der realen Welt zu schaffen war, mussten im Verlauf der Menschheitsgeschichte immer wieder mythische wie soziale Konstruktionen der Macht über die Frau gefunden werden, um ihre naturgegebene Macht auszuhebeln. Dennoch: Der Stachel im Manne ist geblieben. Und so gab es immer wieder Versuche, das Übel an der Wurzel zu packen: Die Gebärmacht musste der Frau entrissen, es musste nachgewiesen werden, dass der Mann der eigentlich Gebärende sei. In vielen Bildern und Skulpturen des Mittelalters, wie man sie in der Malerei oder in und an Kirchen findet, wird Eva nicht aus der Rippe Adams geformt dargestellt, sondern kommt als fertige Frau aus der Lende des Mannes auf die Welt. Sie wird gleich-